

---

**POLITISCHE KULTUR  
IN DEUTSCHLAND  
– ÖFFENTLICHE  
ERINNERUNG DER  
"JÜNGSTEN  
VERGANGENHEIT".  
ANMERKUNGEN ZU  
JENNINGER UND  
WALSER**

---

HANS-JOACHIM HAHN

**Z**u Beginn des Jahres 2000 wurde im deutschen Fernsehen eine vierteilige Fernsehserie gezeigt unter dem Titel "Auschwitz und kein Ende". Der Titel stammt von einem gleichnamigen Aufsatz Martin Walsers aus dem Jahre 1979.<sup>1</sup> Das ist kein Zufall, denn Walser firmiert in den Folgen dieser Serie als eine Art Kronzeuge der westdeutschen Erinnerungskultur seit Anfang der fünfziger Jahre. In den einzelnen Teilen der Sendung wird er als jemand dargestellt, der immer wieder zu den wichtigsten Debatten beigetragen hat, in denen es um die Frage ging, wie die Deutschen Auschwitz erinnern sollten; die vorerst letzte und vermutlich einflussreichste dieser Debatten hat er sogar selbst ausgelöst. Darüber hinaus wurde er gebeten, sich im Feuilleton der FAZ als Experte "in dem Feld" der Holocaust-Erinnerung zu dieser jüngsten Fernsehproduktion zu äußern.<sup>2</sup> Hier nützt er einmal mehr die Gelegenheit, diejenigen Intellektuellen zu kritisieren, die seiner Ansicht nach seine Paulskirchenrede unzulässig auf vier Begriffe verkürzt hätten: "Schlusstrich" – ein Begriff, der tatsächlich nirgendwo in seiner Rede genannt wird –, "Wegschauen", "Instrumentalisieren" und "Moralkeule".<sup>3</sup> Im Vergleich zu der Art und Weise, wie sich Walser in den Printmedien dargestellt sieht, lobt er die Genauigkeit des Fernsehens: "In diesen vier Folgen einer Fernsehserie herrscht demgegenüber eine durch das Medium vermutlich von selbst gegebene größere Genauigkeit. (...) Ich sehe meinen Anteil in diesen vier Jahrzehnten viel genauer dargestellt als in der Ver-

---

<sup>1</sup> Martin Walser (1979): *Auschwitz und kein Ende*. In: ders. Werke II. *Ansichten, Einsichten. Aufsätze zum Zeitgeschehen*. Frankfurt/Main 1997, 631-36.

<sup>2</sup> Vgl.: *Jetzt bin ich dem Fernsehen dankbar. Martin Walser plädiert für das Hinschauen: Ein Gespräch über die Fernsehserie "Auschwitz und kein Ende"*; in: FAZ, 29.1.2000, 43.

<sup>3</sup> Siehe oben.

arbeitung einiger Feuilletons."<sup>4</sup> Dass Fernsehen *ansich* weder genauer noch *per se* verzerrender darstellt, als Zeitungen, bedarf wohl kaum weiterer Erklärungen. Interessanter erscheint mir daher zum einen zu zeigen, wie Walser in dieser Serie präsentiert wird, und zum anderen der Frage nachzugehen, wie Walser zu seiner Einschätzung gelangt. Letzteres führt direkt ins Zentrum der Walser-Bubis-Debatte.

Im besonderen Fall dieser Fernsehserie werde ich mich auf zwei auffällige und interessante Beispiele beschränken, in denen die besondere Perspektive und der subjektive Standpunkt des Filmemachers besonders hervorstechen. Im dritten, von Tilmann Jens konzipierten Teil der Serie, wird uns ein kurzer Ausschnitt gezeigt aus einer TV-Talkshow des Jahres 1978, in der eine Reihe von Experten, einer von ihnen Martin Walser, die amerikanische Fernsehserie *Holocaust* (1978) kommentieren. Walser ist zu sehen, während er die nachfolgenden Sätze spricht:

Normalerweise bin ich ein ziemlich leicht zu gewinnendes Objekt für diese perfekt gemachten, amerikanischen Fernsehserienprodukte. Ich habe keinen großen Widerstand. Aber wenn ich nicht gewusst hätte, dass ich hier mit ihnen diskutieren darf, dann hätte ich, glaube ich, nicht alle vier Folgen angeschaut, *weil nichts passiert als ein Beschluss von Anklage gegen mich und es wird mir überhaupt keine*

*Luft gelassen und gegeben und kein Angebot, irgendetwas zu verstehen. Es fehlt jeder geschichtliche Zugang, es ist also blanke Verurteilung* [Hvh. H.J.H].

Walser verneint nicht allein die Tatsache, dass das amerikanische Fernseh-drama sehr wohl den Versuch unternimmt, die Verfolgung und versuchte Ausrottung der europäischen Juden als geschichtliche Entwicklung darzustellen, wobei die Narration vor allem mit dem Mittel der Individualisierung arbeitet und sicherlich nicht in allen Aspekten tatsächlich gelingt. Aber um eine abwägende Beurteilung geht es dem gekränkten Schriftsteller Walser offenbar nicht. Vielmehr bezieht er die gesamte Darstellung auf sich selbst und reagiert, als würde der Film, worin die Geschichte der jüdischen Familie Weiss und die des Nazi-Karrieristen Erich Dorf in Nazideutschland erzählt wird, ihn *persönlich* unter Anklage stellen. Diese erstaunliche Personalisierung einer – wie auch immer umstrittenen – Darstellung des historischen Geschehens *Holocaust*, worin die Person Martin Walser sich als das Opfer einer Fernsehserie geriert, wird von dem Autor dieser dritten Folge von "Auschwitz und kein Ende", Tilmann Jens, völlig unkommentiert gelassen.

Mein zweites Beispiel: Später in derselben Folge erinnert Jens an den früheren Bundestagspräsidenten Phillip Jenninger und dessen Gedenkrede aus Anlass der 50.

264

---

4 Siehe oben.

Wiederkehr der ersten großen, von den Machthabern in Nazideutschland organisierten Pogrome vor allem in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, die noch immer häufig verharmlosend als "Reichskristallnacht" in Deutschland erinnert werden. Die Feier am 10. November 1988 war der erste offizielle Versuch des Deutschen Bundestages an die *Reichspogromnacht* mit einer Gedenkveranstaltung zu erinnern. Jens informiert die Zuschauer in den folgenden Worten über den Skandal, den die Rede des damaligen Bundestagspräsidenten Phillip Jenninger auslöste: "Aber immerhin leidenschaftlich war der Streit um den richtigen Umgang mit der Vergangenheit, von den späten siebziger Jahren bis zu jenem verhängnisvollen Auftritt eines deutschen Bundestagspräsidenten am 9. November 1988 – 50 Jahre nach dem ersten Pogrom. Das hätte ein würdiges Memento werden können." Er konzediert dann rhetorisch, was er überdies als wohlmeinend verschleierte, Jenninger habe selbst vielleicht nicht alle Aussagen seiner Rede völlig verstanden gehabt. Konfrontiert mit Fernsehausschnitten aus Jenningers Rede, in denen die ambivalentesten Sätze in einer Montage zusammengefügt sind, die die Zuschauer in Unkenntnis des tatsächlichen Textes für eine aufeinanderfolgende Sequenz halten müssen, ist es nahezu unmöglich, die Rede angemessen zu beurteilen:

Machte nicht Hitler wahr, was Wilhelm II. nur versprochen hatte, nämlich die Deutschen herrlichen Zeiten entgegenzuführen? War er nicht wirklich von der Vorsehung auserwählt, ein Führer, wie

er einem Volk nur einmal in tausend Jahren geschenkt wird?

Sicher, meine Damen und Herren, in freien Wahlen hatte Hitler niemals eine Mehrheit der Deutschen hinter sich gebracht. Aber wer wollte bezweifeln, daß 1938 eine große Mehrheit der Deutschen hinter ihm stand, sich mit ihm und seiner Politik identifizierte?

(...)

Und was die Juden anging: Hatten sie sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemaßt (...)

Jens unterlässt es vollständig, diese befremdlichen Sätze als das zu erklären, was sie sind: nämlich der, freilich etwas unglückliche, Versuch Jenningers mit Hilfe der *erlebten Rede* als Stilmittel aus der Perspektive der Mehrheit der Deutschen im Jahre 1938 zu sprechen. So bleibt die berechtigte Frage, ob eine solche Perspektive und diese Redeweise in einer Gedenkrede wirklich ein adäquates rhetorisches Mittel darstellen können, ungefragt. Stattdessen nennt Jens diese Sätze einfach "lauter falsche Fragen". Sein abschließendes Urteil kommt dann auch nicht mehr wirklich überraschend: Jenninger habe niemals Einsicht gezeigt. Er schließt diese Passage, indem er den Journalisten Herbert Jaehnicke zitiert, der in der Zeitschrift *Stern* geschrieben hatte: "Dieser Mann wird zum dauerhaften Symbol deutscher Tölpelhaftigkeit, zum Symbol deutscher Arroganz und deutscher Unfähigkeit zu trauern." Tatsächlich und nicht ohne Ironie trägt dieser denunziatorische Umgang mit Jenninger in einer vorgeblich reflektierenden

Fernsehserie natürlich dazu bei, dass Jaehnicke Recht behält. Gleichzeitig wird so aber auch der aufklärerische Anspruch zumindest von dieser Folge von "Auschwitz und kein Ende" als billige Anklage von bereits Vor-Verurteilten (Jenninger) entlarvt.

Diese kurze Darstellung von zwei Passagen aus Tilmann Jens' Film führt ins Zentrum meiner These. Zunächst ist die Fernsehproduktion "Auschwitz und kein Ende" als solche ein Ausdruck der Tatsache, dass Holocaust-Erinnerung längst Teil der Populärkultur und massenkultureller Erinnerungsmodi geworden ist. Die Tatsache, dass das Fernsehen jetzt seine eigenen Darstellungen und Darstellungsmittel reflektiert, die Art, wie die Deutschen mit den Naziverbrechen umgehen und umgegangen sind, ist nur ein weiterer Schritt in der wahrscheinlich nie aufzulösenden Debatte, wie der Holocaust angemessen dargestellt werden kann; einer Frage, die die Debatten um die sogenannte *Vergangenheitsbewältigung* seit jeher begleitet hat. Obwohl die Serie als Ganzes von ihrem eigenen Anspruch her einen deutlichen Nachdruck auf die politische Bedeutung der *Vergangenheitspolitik* (Norbert Frei) legt, wurde weder der Jenninger-Eklat vorbehaltlos dargestellt – was ich zu zeigen versucht habe –,

noch scheint mir die politische Dimension der Walser-Bubis-Debatte auch nur annähernd erfasst.<sup>5</sup> Ich werde zu zeigen versuchen, dass eine neuerliche, vergleichende Analyse beider Debatten wichtige Aufschlüsse über die neue deutsche *Erinnerungspolitik* ermöglicht.<sup>6</sup> Aus diesem Grunde werde ich zunächst die Umstände von Jenningers Rede beschreiben und ihre rhetorische Struktur analysieren, bevor ich dann versuchen werde, den Text vor dem Hintergrund auch neuerer Publikationen, die sich mit dem Skandal von vor 12 Jahren beschäftigen, neu zu bewerten. Anschließend gehe ich auf die Walser-Bubis-Debatte ein. Die offenkundige Bedeutung dieser Debatte hat sich u.a. niedergeschlagen in der beträchtlichen Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen – darunter einer sehr genauen Analyse des öffentlichen Diskurses<sup>7</sup> –, die in der Zwischenzeit erschienen sind.<sup>8</sup> Indem ich einige der rhetorischen Figuren aus Walsers Rede betrachte und auch partiell im Kontext seiner öffentlichen Prosa analysiere, ebenso, wie ich mir die öffentlichen Reaktionen auf die Rede anschauere, kann ich kaum mehr anbieten, als einige einleitende Bemerkungen. In einem kurzen Schlussteil meines Aufsatzes werde ich dennoch versuchen einige Schlussfolgerungen zu ziehen hinsichtlich der

266

5 Obwohl Frank Hertweck in der vierten und letzten Folge "Trauer, staatstragend. Die neunziger Jahre" sein Material zur Walser-Bubis-Debatte (1998–99) sorgfältiger ausgewählt hat und es auch weniger suggestiv präsentiert als Tilmann Jens die Ausschnitte aus Jenningers Rede zusammenfügt, entgeht ihm dennoch die Komplexität der Debatte. Dass sie den ersten Antisemitismus-Streit in der neuen "Berliner Republik" darstellt, wird z.B. vollständig ignoriert. Vgl. Brumlik 2000 et al. 6 Erst kürzlich hat Henryk M. Broder in einem Essay die Walser- und die Jenninger-Debatte verglichen. Vgl. Henryk M. Broder (2000:14).

7 Lars Rensmann. *Enthauptung der Medusa. Zur diskurshistorischen Rekonstruktion der Walser-Debatte im Licht politischer Psychologie*. In: Brumlik et al. (2000), p. 28–126.

8 Rohloff 1999; Dietzsch/Jäger/Schobert (ed.) 1999; Klotz/Wiegel 1999; Zuckermann 1999.

politischen Kultur in Deutschland nach der Vereinigung.

### DER JENNINGER-SKANDAL

Die erste offizielle Gedenkveranstaltung zur Erinnerung an die *Reichspogromnacht* stand von Anfang an unter ungünstigen Voraussetzungen. Heinz Galinski, der Vorgänger von Ignatz Bubis als Leiter des Zentralrats der Juden in Deutschland, hatte die Idee für diese Veranstaltung initiiert und ursprünglich wahrscheinlich auch intendiert, selber zu sprechen. Allerdings stieß diese Initiative nicht auf besonders viel Interesse bei den konservativen Parteien der Regierungskoalition. Deshalb entschied sich der damalige Bundestagspräsident Phillip Jenninger (CDU) dafür, selbst zu sprechen, worin er von seinem Stellvertreter Heinz Westphal (SPD)

267

bestärkt wurde. Von Jenninger war bekannt, dass er gute Kontakte zu Israel besaß und eine wichtige Rolle in Jüdisch-Christlichen Organisationen spielte. Nur die Grünen versuchten vergeblich an Heinz Galinski als Hauptredner festzuhalten. Sie wollten nicht akzeptieren, dass etwas in Ost-Berlin möglich war, was nicht auch in Westdeutschland möglich sein sollte: dass ein Repräsentant der Juden in Deutschland im Parlament sprechen würde. Darüber hinaus wurde ihr Vorschlag abgelehnt, das ganze Ereignis im Bundestag zu diskutieren.

Am Ende wurde die folgende Ereignisabfolge beschlossen: Erst sollte der *Bonner Bachchor* gemeinsam mit dem Kantor der

jüdischen Synagogengemeinde in Bonn Mordechai Gebirtigs berühmtes Gettolied "s' brennt Brüder, es brennt" vortragen. Danach sollte die jüdische Schauspielerin Ida Ehre Paul Celans *Todesfuge* lesen, bevor Philipp Jenninger seine Rede halten würde. Am Ende der Feier sollte wieder Jiddische Musik gespielt werden.<sup>9</sup> Diese Umstände zu kennen ist hilfreich, um den den Eklat, den Jenningers Rede auslöste, besser zu verstehen. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast vorstellen als den zwischen Ida Ehres expressivem Vortrag der *Todesfuge* und Jenningers monotoner, schnell vorgelesener und schlecht präsentierter Rede, die erst in der Nacht davor fertig geworden war.<sup>10</sup> Allerdings erklärt das keineswegs schon das Ausmaß des Skandals. Warum hatte Jenninger am Ende auch in seiner eigenen Koalition beinahe vollständig die Unterstützung verloren? Wie kam dieser parteiübergreifende Konsens zustande, der die Rede als skandalös und ihren Sprecher als peinlich verurteilte? Meine These ist, dass Jenningers schlechte rhetorische Fähigkeiten, die ungünstigen Umstände und eine interessante und ungewöhnliche, wenn auch nicht völlig unproblematische Perspektive auf die Mentalität einer Mehrheit der Deutschen während der dreißiger und der fünfziger Jahre zusammenkamen und mit der Erwartung eines längst ritualisierten und konventionalisierten Erinnerns konfrontiert wurden, die den Skandal bewirkten. Zu dieser Ritualisierung des

---

9 Siehe Reichel 1995:313.

10 In einem Gespräch mit dem Autor erzählte Dr. Wolfgang Kessel, früherer Staatssekretär und Chef des Wissenschaftlichen Dienstes des Bundestags, von diesem besonderen Umstand.

Gedenkens gehört vor allem, dass sich die heutigen Deutschen häufig mit der Position der Opfer identifizieren und so einer Darstellung der damaligen Deutschen als Täter oder Zuschauer ablehnend gegenüber stehen.<sup>11</sup> Etwas prägnanter formuliert heißt das: Jenningers Rede hat an ein bundesrepublikanisches Tabu gerührt und musste deshalb abgewehrt werden. Um die These zu erläutern, soll hier genauer auf die Rede selbst eingegangen werden.

Die Perspektive, die Jenninger gewählt hatte, wird schon ziemlich am Anfang der Rede deutlich, wenn es heißt: "Heute nun haben *wir* uns im Deutschen Bundestag zusammengefunden, um hier im Parlament der Pogrome vom 9. und 10. November 1938 zu gedenken, *weil nicht die Opfer, sondern wir, in deren Mitte die Verbrechen geschahen, erinnern und Rechenschaft ablegen müssen, weil wir Deutsche uns klarwerden wollen über das Verständnis unserer Geschichte und über Lehren für die politische Gestaltung unserer Gegenwart und Zukunft* [Hvh. H.J.H.]."<sup>12</sup> Jenninger positioniert sich deutlich als Angehörigen des Täterkollektivs und

beschreibt die Feier als eine Gelegenheit für *Deutsche* über die Verbrechen nachzudenken, die ihre Vorfahren während des Nationalsozialismus an den Juden und anderen Opfern verübt haben.<sup>13</sup> Aber schon darin schien keine allgemeine Übereinstimmung zu bestehen: unmittelbar nach Beendigung dieser Sätze wurde Jenninger von der Grünen-Abgeordneten Jutta Oesterle-Schwerin mit der Bemerkung unterbrochen: "Das ist alles gelogen." Ab diesem Moment verließen die ersten Mitglieder der Grünen-Fraktion den Plenarsaal.<sup>14</sup> Das ist aufschlussreich für die Atmosphäre, in der Jenninger versuchte, einen Vortrag über deutsche Geschichte zu halten.

In seinem Versuch zu erklären, wie Ausschluss und Verfolgung der Juden innerhalb der deutschen Gesellschaft geschehen konnten, versucht Jenninger die Perspektive der Deutschen *während dieser Zeit* darzustellen. Dieser Versuch ist zweifelsohne originell, führt aber zu einzelnen rhetorischen Ausrutschern. Einer der inkriminierten und

268

11 Als Beispiel für eine solche latente Identifizierung mit den Opfern des NS kann m.E. auch die Motivation für den überwiegenden Verriss von Ulla Berkéwicz' Roman *Engel sind schwarz und weiss* (1992) durch die deutsche Literaturkritik dienen. Die Autorin hatte in ihrem Roman einen jugendlichen NS-Jungstabsführer und Mitläufer geschildert, der als Zeuge von Erschießungen im Osten desertiert. Vgl. dazu auch Moser (1994).

12 Drucksachen des deutschen Bundestags – 11. Wahlperiode, 7270.

13 Zu Recht kann man einwenden, dass in dieser Perspektive die heutigen Deutschen ausschließlich über eine deutschstämmige Herkunft und somit ethnisch definiert werden und diejenigen Deutschen, wie z.B. frühere Gastarbeiter, die inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben und sicherlich nicht auf die kollektive Übernahme von Nazi-Verbrechen verpflichtet werden können, dabei unerwähnt bleiben. Tatsächlich spricht Jenninger z.B. von "jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern", als ob diese etwas anderes wären als deutsche Staatsbürger, was allerdings eine weitverbreitete konservative Fehlleistung ist. Auf der anderen Seite spricht Jenninger deutlich vom "deutschen Kollektiv", in dessen Mitte die Verbrechen begangen wurden. Dadurch wird eine spezifische Mehrheit der heutigen deutschen Staatsbürger angesprochen, die Nachkommen des damals verantwortlichen Kollektivs sind.

14 Siehe: Drucksachen des deutschen Bundestags – 11. Wahlperiode, 7270. Auch: *Jenninger löst Eklat im Bundestag aus. Entsetzen über Geschichtsverständnis*. In: Frankfurter Rundschau, 11.11.1988, 1-2.

tatsächlich ziemlich schlecht formulierten Sätze, ist der folgende: "Die Jahre von 1933 bis 1938 sind selbst aus der distanzierten Rückschau und in Kenntnis des Folgenden *noch heute* ein Faszinosum insofern, als es in der Geschichte kaum eine Parallele zu dem politischen Triumphzug Hitlers während jener ersten Jahre gibt."<sup>15</sup> [Hvh. H.J.H.] Wie kann aber, muss man sich fragen, die frühere Erfolgsgeschichte von Nazideutschland, als die sie den damaligen Deutschen offenbar mehrheitlich erschienen ist, auch heute noch ein "Faszinosum" darstellen, *nachdem* wir wissen, wohin es führte? Zumindest hätte Jenninger die beiden Wörtchen "noch heute" weglassen müssen, um Missverständnisse zu vermeiden.<sup>16</sup> Im Verlauf der Rede übernimmt Jenninger dann stellenweise rhetorisch sogar die Sichtweise der deutschen Mehrheit in dieser Zeit, wie z.B. in den beiden Sätzen, die Tilmann Jens suggestiv zusammengebunden hat, um die Zuschauer von dem Versagen Jenningers zu "überzeugen".

Unmittelbar nach der Feier wurde Jenninger dafür kritisiert, mehrfach Nazi-Ausdrücke gebraucht zu haben, ohne diese ausdrücklich als solche gekennzeichnet zu haben. Weiterhin wurde behauptet, er habe den Holocaust nicht "klassifiziert" (Freimut

Duve) – was immer man darunter zu verstehen habe –, dass er Himmlers infame Rede vor SS-Gruppenführern in Posen, aus der er zitierte, nicht ausreichend kommentierte und dass er nicht genug Nachdruck auf die Rolle der damaligen Abgeordneten gelegt habe.<sup>17</sup> Die Tatsache, dass Jenninger ziemlich zutreffend beschrieb, wie die Mehrheit der Deutschen wegschaute als die Pogrome des 9. und 10. November 1938 stattfanden<sup>18</sup>, und dass er sich bemühte, Erklärungen zu finden für diese verstörende Passivität angesichts der Verfolgungen und auch, weshalb die enorme Zustimmung zu der Politik Hitlers entstehen konnte, blieb weitgehend unkommentiert. Besonders bemerkenswert ist Jenningers Versuch, das sogenannte deutsche *Wirtschaftswunder* als das Ergebnis von Prozessen der Verdrängung und der einfachen Identifikation mit den westlichen Alliierten zu identifizieren, durch die nach dem Krieg der Mythos entstehen konnte, dass das deutsche Volk selbst auch ein Opfer der Nazis war.<sup>19</sup>

Dorothee Sölle, die von der Bitternis der Reaktionen innerhalb der Debatte schockiert war, schrieb außergewöhnlich zutreffend: "Das war eine besonnene, nachdenkliche, informierte Rede, die

<sup>15</sup> Drucksachen des deutschen Bundestags – 11. Wahlperiode, 7271.

<sup>16</sup> Das Interessante an Jenningers Argument an dieser Stelle ist, dass er den Zusammenhang zwischen der überwältigenden Zustimmung zu Hitlers Politik durch eine Mehrheit der Deutschen und der Ermöglichung der Verbrechen des NS herstellt. Dass ihm das wiederum als "Rechtfertigung" angekreidet wurde, und zwar mit dem erstaunlichen Hinweis, alles hätte doch auch anders kommen können – obwohl es eben bekanntlich nicht anders gekommen ist –, ist die erstaunliche (Fehl)Leistung einer "diskursanalytischen Studie" zu Jenningers Rede. Vgl. Wodak et al. 1994, 171.

<sup>17</sup> Frankfurter Rundschau, 11.11.1988, 2.

<sup>18</sup> Drucksachen des deutschen Bundestags – 11. Wahlperiode, 7270: "Alle sahen, was geschah, aber die allermeisten schauten weg und schwiegen. Auch die Kirchen schwiegen."

<sup>19</sup> Drucksachen des deutschen Bundestags – 11. Wahlperiode, 7274.

irreführend formuliert und miserabel vorge-  
tragen war." Sie schrieb, dass Jenninger die  
Frage, "wie es im deutschen Volk zu diesem  
Verbrechen kommen konnte" ehrlicher beant-  
wortet hätte als viele andere mit ihrem  
"Diktaturgeschwätz".<sup>20</sup> Ich stimme dem Histo-  
riker Reichel zu, der argumentiert hat, dass es  
für viele Teile des Bundestages deshalb so ein-  
fach war, in die "Rolle des Anti-Nazi" zu  
schlüpfen, weil Jenninger die Perspektive der  
früheren deutschen *Volksgemeinschaft* gewählt  
hatte.<sup>21</sup> Deshalb musste Jenninger vom Kol-  
lektiv der jetzt "besseren Deutschen" aus-  
geschlossen werden. Interessant ist die Tat-  
sache, dass Ignatz Bubis später nicht nur häu-  
fig Passagen aus Jenningers Rede übernahm,  
worauf H. M. Broder hingewiesen hat, ohne  
dass irgendjemand dagegen irgendwelche  
Einwände gehabt hätte, nein, Bubis wurde  
sogar regelmäßig für seine Nachdenklichkeit  
gelobt.<sup>22</sup> Zumindest bis zur Walser-Bubis-  
Debatte, als sich erneut die "Volksgemein-  
schaft" zu Wort meldete.

#### DIE WALSER-BUBIS-DEBATTE

Walser hielt seine Rede aus Anlass der  
Verleihung des Friedenspreises des deutschen  
Buchhandels am 10. Oktober 1998, beinahe  
exakt zehn Jahre nachdem Jenninger im

Bundestag gesprochen hatte. Aber im Ge-  
gensatz zu Jenninger war die Provokation von  
Walsers Rede "Erfahrungen beim Verfassen  
einer Sonntagsrede" kalkuliert.<sup>23</sup>

Die Rede selbst ist gegliedert in  
die vier Teile der antiken Rhetorik *exordium*,  
*narratio*, *argumentatio* und *peroratio*.<sup>24</sup> Oder –  
ebenso zutreffend – in eine Einleitung, einen  
zweigliedrigen Hauptteil und einen Schluss.  
Schon in der Einleitung (*exordium*) streift  
Walser allerdings eine Vielzahl von Themen:  
seine Reflexionen darüber, was die Erwar-  
tungen der Hörer an seine Rede seien, seine  
Gefühle diesen mutmaßlichen Erwartungen  
gegenüber, ("Der Ausgesuchte kam sich  
eingeeengt vor, festgelegt."), das Thema der  
Schönheit ("Er wird fünfundzwanzig (...) 270  
Minuten lang nur Schönes sagen" [S. 10]) und  
schließlich seine zwei "Geständnisse": dass er  
hatte lernen müssen wegzuschauen [S. 10] und  
das es für ihn unangenehm war davon zu  
hören, dass der frühere DDR-Meisterspion  
Rainer Rupp alias "Topas" zu zwölf Jahren  
Gefängnis und einer Geldstrafe von 100 000  
DM verurteilt worden war. Der Literatur-  
kritiker Reinhard Baumgart hat die Rede  
deshalb ein "Chaos-Traktat" genannt, das  
vier, fünf, sechs oder gar sieben Reden  
enthalte.<sup>25</sup> Walser gibt zwei Gründe dafür an,

<sup>20</sup> Zitiert nach Reichel 1995:316.

<sup>21</sup> Reichel 1995:319.

<sup>22</sup> Siehe Broder 2000:14.

<sup>23</sup> Ich stimme hierin mit Reinhard Baumgart überein, der geschrieben hatte: "Dieses deutsche Debattengift hat Walser kaum so  
ahnungslos herausgereizt wie damals Philipp Jenninger (...)"; siehe: R. Baumgart. *Sich selbst und allen unbequem. Der Weg des Martin Walser  
als "geistiger Brandstifter"* in: Die ZEIT 51/1998 (10.12.1998), 53.

<sup>24</sup> Siehe Clemens Ottmers. *Rhetorik*. Stuttgart 1996, 54-64.

<sup>25</sup> Vgl. Frank Schirrmacher 1999:389.



warum es ihm unmöglich ist, vom Fall des Rainer Rupp "wegzudenken": der erste ist der, dass er vor einigen Jahren eine Novelle geschrieben hatte, die jetzt scheinbar von der Wirklichkeit "nachgeäfft" wird.<sup>26</sup> Der Protagonist von *Dorle und Wolf* (1987) ist eine Person, die sich selbst als fragmentiert erlebt ohne die nationale Vereinigung Deutschlands. In Rupp sieht Walser auch ein Opfer der deutschen Vereinigung: "Dieser Gefangene büßt (...) die deutsche Teilung." [S. 12] Er nennt ihn einen "idealistischen *Altachtundsechziger*" [S. 11] und einen "idealistisch-sozialistischen Weltverbesserer" [S. 11].

271 In seinem vielgerühmten Essay *Unser Auschwitz* (1965), worin Walser die Frankfurter Auschwitzprozesse (1963-65) kommentiert, trifft man einen bemerkenswert häufigen und ambivalenten Gebrauch des Wortes *Idealist* an. Der Essay selbst scheint zweigeteilt zu sein, wobei in der zweiten Hälfte häufig Komposita des Wortes *Idealismus* vorkommen. So spricht Walser z.B. einerseits von den "Idealisten des Nationalsozialismus" (Walser 1982:39), wie er andererseits in polemischer Absicht von "idealistischen Denkkünstlern, inländischer und ausländischer Herkunft" spricht, die seit 1945 "hilfreich" bewiesen hätten, dass es so etwas wie eine *Kollektivschuld* nicht geben könne,

indem sie auf der individuellen Verantwortung jedes Einzelnen insistiert hätten (Walser 1982:44). Hilfreich zu sein in dieser Hinsicht ist ironisch gemeint: Walser wendet sich hinsichtlich der NS-Verbrechen gegen die Idee von persönlicher Verantwortung jedes Einzelnen und dessen strafrechtliche Verfolgung, weil er glaubt, dass es so dem eigentlich mehrheitlich schuldigen deutschen Kollektiv leicht gemacht werde, sich selbst freizusprechen. Walser differenziert freilich nicht zwischen *moralischer Schuld* und einer Verantwortung dafür und der strafrechtlich sehr wohl erfassbaren Schuld von Straftätern.<sup>27</sup> In seiner Argumentation wird die Vorstellung von individueller Schuld sogar zum "idealistischen Schlupfloch", das es "uns" erlaube, uns von den Tätern zu distanzieren (Walser 1982:45), obwohl alle Angehörigen des deutschen Kollektivs zwischen 1933-45 zumindest als "geduldige Zeugen" (Walser 1982:43) die zunehmende Ausgrenzung und Verfolgung der Juden mitangesehen hätten. Während des Prozesses beobachtet der Autor an sich selbst und anderen, dass durch diesen "unsere eigenen idealistischen und asozialen Erbschaften" mobilisiert werden, was er mit "unser Anteil an Auschwitz" (Walser 1982:46) gleichsetzt. Ganz offensichtlich verwendet

---

<sup>26</sup> Walsers Novelle *Dorle und Wolf* erschien 1987. Helmut Peitsch hat die sexistischen and rassistischen Stereotype analysiert, mithilfe derer die nationale Identität der 40 Jahre geteilten Gesellschaften in der Novelle literarisch konstruiert werden. Vgl.: Helmut Peitsch. *Vom Preis nationaler Identität. Dorle und Wolf*. In: Doane/Bauer Pickar (1995), 171-188.

<sup>27</sup> Walser bleibt hier deutlich hinter den frühen Überlegungen von Karl Jaspers zurück, der zwar eine politische Haftung aller Deutschen für die Verbrechen des "Hitlerstaats" anmahnt, aber gleichzeitig auch die Strafe für Verbrechen einfordert. Vgl. Karl Jaspers. *Die Schuldfrage* (1946). In: Jaspers (1963), 36-114; dort z.B. 96.

Walser hier den Begriff *Idealismus* mit ganz unterschiedlichen Konnotationen: zum einen bringt er den Begriff in einen engen Zusammenhang mit westlicher Gesetzgebung, die auf der individuellen Verantwortung des Einzelnen beruht, während er auf der anderen Seite Idealismus mit asozialem Verhalten und sogar den Ursachen für Auschwitz verbindet. Auf einer weiteren Ebene entdeckt er diese versteckten, idealistischen Erbschaften auch noch im Wunsch nach Vergeltung: "Wenn die Täter wenigstens ein bißchen so behandelt würden wie sie selber handelten, wäre uns schon wohler. So ziehen uns die SS-Chargen in ihre *idealistische Praxis*. So gerät man in den Sog des *Asozialen*." (Walser 1982:47) Das Nebeneinander von solch vieldeutigen Passagen und dezidierten Aussagen, häufig Meinungen, ist eine auffallende Charakteristik von Walsers öffentlicher Prosa. Idealismus scheint, will man Walsers Uneindeutigkeit in der Verwendung dieses Begriffes auflösen, vor allem als eine Art anthropologischer Kraft zu funktionieren, die den Nazitäter ebenso antreibt wie den kommunistischen Spion.

Es gibt noch mehr Elemente in diesem frühen Aufsatz, die in der Paulskirchenrede wieder auftauchen: die Diskussion um deutsche Kollektividentität, das Thema des Gewissens und die Frage von Vergeltung. Schon angedeutet, obwohl noch nicht explizit ausgedrückt, ist eine Verbin-

dung von deutscher nationaler Identität – die Begriffe "Volk" und "Staat" machen für Walser nur dann Sinn, wenn sie für ein nationales Kollektiv stehen, dessen Existenz er angesichts der damaligen Zweiteilung Deutschlands jedoch nicht für gegeben hält – und der Erinnerung an Auschwitz: "Dann ist keine Tat mehr bloß subjektiv. Dann ist Auschwitz eine großdeutsche Sache. Dann gehört jeder zu irgendeinem Teil zu der Ursache Auschwitz" (Walser 1982:46).

Ignatz Bubis hat in seiner Gedenkrede am 9. November 1998<sup>28</sup>, worin er Walser öffentlich antwortet, ebenso wie in späteren Interventionen während der Debatte, auf einen anderen Aufsatz von Walser hingewiesen, der zuerst in Habermas' *Stichworte zur geistigen Situation der Zeit* (1979) veröffentlicht wurde, worin das Trauern über Auschwitz auf problematische Weise national besetzt wird: "Auschwitz. Und damit hat sich's. Verwirkt. Wenn *wir* Auschwitz bewältigen könnten, könnten *wir* uns wieder nationalen Aufgaben zuwenden. Aber ich muß zugeben, eine rein weltliche, eine liberale, eine vom Religiösen, eine überhaupt von allem Ich-Überschreitenden fliehende Gesellschaft kann Auschwitz nur verdrängen (Hvh. H.J.H.)." (Walser 1982: 101) Diese beiden Passagen aus zwei von Walsers älteren Essays legen nahe, dass die sogenannte "nationalistische Wende" in Walsers Texten, die man für die späteren achtziger Jahre diagnostiziert hatte, keinen

272

<sup>28</sup> Ignatz Bubis. *Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykestraße in Berlin*. In: Schirrmacher 1999:106-113, 110.

Bruch in seiner Werkentwicklung bedeutet und insofern ist fraglich, ob der Begriff der "Wende" wirklich zutrifft.<sup>29</sup>

Walters Hauptthema in der *Friedenspreisrede* (1998) ist die Frage des Gewissens. Er weist jede Form von vermittelter oder repräsentierender Darstellung von Gewissensinhalten als "Gewissensakt" zurück. Seiner Argumentation zufolge ist das Problem jeder Art von öffentlicher, moralischer Kritik, die Walser meint, wenn er von *Gewissensakt* spricht, das, dass der anklagende Intellektuelle nur sein "gutes Gewissen" zur Schau stelle, während er oder sie die Öffentlichkeit attackiere. Gewissen sei eine rein persönliche Angelegenheit. Um diese These zu stützen, zitiert Walser Heidegger und Hegel. Während der Paragraph über das Gewissen aus *Sein und Zeit* (1927): "Das Schuldigsein gehört zum Dasein selbst" – schlichtweg jeden Begriff von individueller Schuld zu Gunsten einer quasi-theologischen *conditio humana* verwirft, benutzt er Hegel, um seine Zuhörer von der rein "innerlichen" Qualität des Gewissens zu überzeugen: "Das Gewissen, diese tiefste innerliche Einsamkeit mit sich (...)" [S. 21-22]. Schließlich erkennt er in der Entscheidung des Kurfürsten in Kleists Drama *Prinz von Homburg*, den Prinzen ohne Bestrafung für sein befehlswidriges Verhalten ziehen zu

lassen, weil der Prinz das gegen ihn verhängte Todesurteil als ungerecht empfinden könnte, das "schönste Beispiel von "Gewissensfreiheit", das Walser in der deutschen romantischen Tradition finden kann: "Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine." [S. 23]

Untrennbarer Bestandteil dieser Gewissensdiskussion in Walters Rede ist der Angriff von gefeierten liberalen Intellektuellen wie Jürgen Habermas oder Günter Grass, ohne freilich diese beim Namen zu nennen.<sup>30</sup> In der polemischen Dramatisierung der angeblichen Macht von diesen Intellektuellen hat Walser schon früher die neokonservative und rechtsradikale Vorstellung von der angeblichen linken und liberalen Hegemonie in den Medien übernommen.<sup>31</sup> Den politischen Gegenspieler nicht namentlich zu nennen, ist auch eine Methode der Verächtlichmachung, die in der rechtsradikalen Presse oft verwendet wird. Um das Kalkulierte von Walters Rede besser verstehen zu können, ist es aufschlussreich, den Kontext zu benennen, in dem Habermas die folgende Aussage gemacht hat, die von Walser als *unglaublich* zitiert wird: "Erst die Reaktionen auf den rechten Terror – die aus der politischen Mitte der Bevölkerung und die von oben: aus der Regierung, dem Staatsapparat und der Führung der Parteien – machen das ganze Ausmaß der Verwahrlosung sichtbar." [S. 14.] Das Zitat selber

273

29 Vgl. Hannes Stein. *Geübt im Wegdenken. Wie sich Martin Walser treu blieb. Der Auftritt des Schriftstellers in einer Nachkriegserinnerung.* In: Berliner Zeitung No. 267 (16.11.1998), 9.

30 In einem Aufsatz von Anfang des Jahres 2000 erklärt Walser, dass er das Nennen von Namen vermeidet, weil es ja um *die Sache* geht. Fadenscheinig wird diese Erklärung freilich dadurch, dass es Walser in den untenstehend analysierten Beispielen ganz offensichtlich nicht um die Sache geht, jedenfalls nicht um den Gegenstand, den die polemisch zitierten Intellektuellen meinen. Vgl. Walser 2000, 134.

31 Vgl. Helmut Peitsch 1995:183.

bleibt ohne den darauffolgenden Satz, den Walser nicht mehr zitiert, unvollständig: "Nicht den Opfern und der Entzivilisierung unserer Gesellschaft gilt die erste Sorge, sondern dem Ansehen des Industriestandortes Deutschland."<sup>32</sup> Habermas lenkt die Aufmerksamkeit auf den Mangel an Mitgefühl für die neuen Opfer rechtsradikaler Gewalt am Anfang der neunziger Jahre, in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung Deutschlands. Unmittelbarer Anlass für Habermas' Aufsatz in der ZEIT damals war die Debatte über die deutsche Asylgesetzgebung gewesen, die schlussendlich zu einer Verfassungsänderung und damit einer Einschränkung des Asylrechts geführt hatte. Zu dieser Zeit hat eine Mehrheit im Bundestag für diesen sogenannten "Kompromiss" gestimmt. Habermas ächtet die öffentliche Unaufrichtigkeit, die in den Reaktionen auf den neuerstarkten Terror von Rechts gegenüber Asylbewerbern, Ausländern und Minderheiten jeder Art damals zum Ausdruck kamen (und immer noch kommen): dass die xenophobischen Reaktionen von Teilen der deutschen Bevölkerung zum Problem der Fremden gemacht wurde. Oder, wie Habermas bitter bemerkt: "Das Problem am Fremdenhaß sind die Fremden."<sup>33</sup>

Es gibt wichtige Gründe für Walser, die Kritik von Habermas an der politischen Verantwortungslosigkeit der Mehrheit gegenüber dem rechtsradikalen Extremismus in den frühen Jahren nach der Wieder-

vereinigung zu dekontextualisieren. So kann Walser sich scheinbar naiv fragen, ob die moralische Anklage von Habermas tatsächlich einen realen Gegenstand habe, oder nichts anderes sei, als ein "unbeweisbarer Verdacht": "Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen *uns* weh tun, weil sie finden, *wir* haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber *uns* auch. Alle. Eine Einschränkung: *alle Deutschen* [Hvh. H.J.H.]" [S. 16-17] Hier ist das Vorurteil des Autors, der paradoxerweise gleichzeitig für die reine Individualität des Gewissens argumentiert, vollständig national geworden. Im Namen eines deutschen, kollektiven und nationalen Subjekts, hat er die Aufgabe übernommen, gegen die "Gewissenswarte der Nation" [S. 23] zu sprechen – ein übrigens eher peinliches Wortspiel mit dem NS-Terminus *Blockwart*. So wird am Ende sogar sein Eintreten für den früheren ostdeutschen Spion Rainer Rupp als nationale *Selbstversöhnung* lesbar: "Ach, verehrter Herr Bundespräsident, lassen Sie doch Herrn Rainer Rupp gehen. *Um des lieben Friedens willen* [Hvh. H.J.H.]" [S. 28] Daher identifiziert der Politikwissenschaftler Rensmann das Thema von Walsers Rede durchaus zutreffend, wenn er schreibt: "Es geht um die *Selbstversöhnung* der Deutschen mit sich und ihrer Vergangenheit, die, obschon die Deutschen ein "*normales Volk*" seien, durch Medien und "maßgebliche Intellektuelle" verhindert werde."<sup>34</sup>

274

32 Jürgen Habermas. *Die zweite Lebenslüge der Bundesrepublik: Wir sind wieder "normal" geworden*. In: Die ZEIT Nr. 51/1992 (11.12.1992), 48.

33 Siehe oben.

34 Vgl. Lars Rensmann 2000: 32.

Diese Versöhnung bezieht sich sowohl auf heute als auch auf die Vergangenheit. Nach der Wiederholung einer weiteren neokonservativen Denkfigur, nämlich der, dass es kein zweites Volk auf der Welt gebe, das so beschuldigt werden kann wie die Deutschen – mit anderen Worten, nachdem er die negative Einmaligkeit Deutschlands unterstrichen hat –, spricht er von der deutschen "Schande": "Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie *uns* nicht vorgehalten wird [Hvh. H.J.H.]." [S. 17] Mehrfach ist seit Beginn der Debatte darauf hingewiesen worden, dass Walser an keiner Stelle der Rede von den deutschen Verbrechen spricht. Selbst wenn man einräumt, dass er das Wort "Schande" tatsächlich als Hinweis auf die deutschen Verbrechen gebraucht<sup>35</sup>, muss man sich zu Recht fragen, welche Perspektive auf die Shoah darin eingenommen wird. Wenn der von Deutschen unternommene Versuch der völligen Ausrottung der europäischen Juden und die rücksichtslose Unterdrückung der slawischen Völker, der Massenmord an Sinti und Roma usw. nur als *unsere Schande* erinnert wird, an die *wir* (!) obendrein immer wieder von Intellektuellen erst erinnert werden müssen, dann ist hier nichts von irgendeinem Mitgefühl für die Opfer zu spüren. Dass Walser die Bedeutung von spezifischer Wortwahl und gewählter Perspektive sehr wohl bewusst sind, belegen zwei Zeilen aus seiner

Rede, in denen er einen ungenannten Literaturkritiker angreift: "Nie etwas gehört vom Urgesetz des Erzählens: der Perspektivität. Aber selbst wenn, Zeitgeist geht vor Ästhetik." [S. 19] Der Autor reagiert hier auf eine von Isenschmid im *Literarischen Quartett* gegen seinen letzten Roman vorgebrachte Kritik, dass im Roman, der eine Kindheit während des NS erzählt, Auschwitz nicht vorkomme. Indem er dem Kritiker vorhält, sich im Trend des Zeitgeistes zu äußern, bestätigt er seine eigene Position als unzeitgemäß. Ob freilich der Zeitgeist tatsächlich derartig anti-national ist, wie Walser behauptet, sei dahingestellt. Dagegen sprechen u.a. die vielen zustimmenden Briefe, die Walser nach seiner Rede erhalten hat und von denen er sich auch nicht missverstanden fühlt. Dass seine Rede in vielen dieser Briefe als Aufforderung verstanden wurde, es müsse endlich Schluss sein mit dem weiteren Erinnern der NS-Verbrechen, bestätigt vor allem die Vermutung, dass die in der Rede enthaltene Provokation (auch) kalkuliert war. Walsers eigene Perspektive schwankt zwischen einem innerlichen Gewissensbegriff, der Ausdruck radikaler und unvermittelter Subjektivität sein soll, und der Anwaltschaft für ein nationales Opferkollektiv. Auch diese unauflösbar seiner Rede inhärente Ambivalenz ist, wie ich zu zeigen versuchte, kein neues Phänomen in Walsers öffentlicher Prosa.

Schon in der Expertenrunde im deutschen Fernsehen im Jahr 1978, die ich ein-

35 Das ist der Titel von Walsers späterer, Duisburger Rede *Wovon zeugt die Schande, wenn nicht von Verbrechen*. Vgl. Schirmmacher 1999:252.

leitend gestreift habe, als die deutsche Fassung des amerikanischen Fernsehromans *Holocaust* gezeigt wurde, positioniert sich Walser als jemand, der "beschuldigt" wird. Den selben Gestus wird er zwanzig Jahre später in seiner Friedenspreisrede wiederholen: "Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der *Beschuldigten* zu verlassen." In dieser Verschiebung des Ausdrucks *Täterkollektiv*, die Position, von der aus Jenninger gesprochen hat, hin zu "die Seite der Beschuldigten", wird eine Larmoyanz erkennbar, die auf dem nationalen Entschuldigungs-Mythos von den Deutschen als Opfer der Geschichte beruht. Es ist auffällig, dass Walser schon damals das eindeutige Benennen der deutschen Verbrechen unterlässt. Vor diesem Hintergrund ist sein Hinweis in der Paulskirchenrede, dass kein ernstzunehmender Mensch Auschwitz leugne, nichts weiter als eine rhetorische Phrase. [S. 18] Sein Angriff auf das geplante Holocaustmahnmal in Berlin, auf die vorausgegangene jahrelange Debatte und die Fürsprecher des Projekts, ist voll von nationalistischer Aggression: "In der Diskussion um das Holocaustmahnmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichteten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande." [S. 20]

Auf den Verlauf der Debatte kann ich hier nur kurz eingehen.<sup>36</sup> Unmittelbar nach seiner Rede erhielt Walser in den Printmedien ein fast ausschließlich positives Echo. Einer der ersten kritischen Kommentare ist Ignatz Bubis' dpa-Meldung vom 13. Oktober 1998, worin er Walser der "geistigen Brandstiftung" beschuldigt.<sup>37</sup> Danach avancierte Bubis schnell zur Zielscheibe hitziger Anschuldigungen.<sup>38</sup> Ein neuer Grad der Auseinandersetzung war erreicht, als der frühere Bürgermeister von Hamburg, Klaus von Dohnanyi sich am 14. November 1998 zu Gunsten Walsers in die Debatte einmischte. Er benutzte in seinem Text nicht nur das antisemitische Stereotyp vom amerikanischen Ostküsten-Juden, der den Holocaust instrumentalisiert, sondern verlangte auch noch vom Holocaust-Überlebenden Bubis, sich einmal vorzustellen, was er wohl getan hätte, "wenn nach 1933 'nur' die Behinderten, die Homosexuellen oder die Roma in die Vernichtungslager geschleppt worden wären".<sup>39</sup> Jan Philipp Reemtsma antwortet in seiner Laudatio auf Saul Friedländer am 26. November 1998 auf von Dohnanyi und verdeutlicht die Absurdität von dessen "Frage": "Erstens kommt es darauf an, was der Fall gewesen ist, und nicht auf die Phantasien von jemandem (...) darüber, was gewesen wäre, wenn alles anders gekommen

276

36 Dazu vor allem Rensmann 2000.

37 Schirrmacher 1999:34.

38 Vgl. z.B. Martin Ebel am 18. Oktober 1998: "Es ist also Unsinn und am Rande der Böswilligkeit, was Ignatz Bubis behauptet"; in: Schirrmacher 1999:60. Ähnlich, der Leserbrief von Christoph Schnittler: "Wer Martin Walser 'geistige Brandstiftung' vorwirft, läuft Gefahr, nicht mehr ernstgenommen zu werden"; in: Schirrmacher 1999:72.

39 Schirrmacher 1999:148-49.

wäre, als es gekommen ist. Zweitens würde es alle zivilen Maßstäbe auf den Kopf stellen, wenn jemand, der Opfer eines Verbrechens geworden ist, zunächst glaubhaft versichern müsste, er selber sei konstitutionell unfähig dazu, Verbrechen zu begehen – (...), bevor ihm das Recht eingeräumt wird, über Strafe, Entschädigung und seinen Wunsch zu reden, das Verbrechen möge nicht vergessen werden."<sup>40</sup> Die Kontroverse eskalierte nach dem Eingreifen von von Dohnanyi und auffallend häufig wird Bubis danach vorgehalten, Walser nicht richtig zugehört zu haben. Dies zeigt z.B. eine Passage aus einem symptomatischen Text von Klaus Podak: "*Ignatz Bubis*, der sich, unvollständig zitierend, Stücke herausgebrochen hat, die in seiner Version tatsächlich mißbraucht werden könnten, wäre zu bitten, *noch einmal genau hinzuhören, noch einmal genau zu lesen* [Hvh. H.J.H.]".<sup>41</sup>

Am 14. Dezember 1998 fand schließlich das sogenannte *Versöhnungsgespräch* zwischen Walser und Bubis statt, das stattdessen endgültig die unüberbrückbare Differenz zwischen den beiden Positionen festschrieb, obwohl Bubis sogar seine frühere Beschuldigung Walsers als eines "geistigen Brandstifters" zurücknahm. Im Gespräch triumphiert der nicht-jüdische deutsche Autor störrisch über den Überlebenden der Shoah: "Herr Bubis, da muß ich Ihnen sagen, ich war

in *diesem Feld* beschäftigt, da waren Sie noch mit *ganz anderen Dingen beschäftigt* [Hvh. H.J.H.]." Und nachdem Bubis eingesteht: "Ich hätte nicht leben können. Ich hätte nicht weiterleben können, wenn ich mich damit früher beschäftigt hätte", muss er sich von Walser sagen lassen: "Und ich mußte, um weiterleben zu können, mich damit beschäftigen."<sup>42</sup> Hier hat etwas stattgefunden, was vorher unvorstellbar gewesen war: "beide 'Weiterleben' wurden gleichsam austauschbar", wie Moshe Zuckermann bemerkt, das des Shoah-Überlebenden wie das des Angehörigen der Flakhelfergeneration.<sup>43</sup>

Um den Eindruck zu vermeiden, es hätte auf Bubis Intervention nur negative und auf Walsers Rede nur affirmative Reaktionen gegeben, muss hinzugefügt werden: Natürlich gab es einige einfühlsame und analytische Stimmen, wie die etwa von Klaus Harpprecht, Micha Brumlik, Jan Reemtsma oder der offene Brief von Klaus Bogdal und Michael Brocke, die die ganze Debatte von Anfang an kritisch begleitet haben.<sup>44</sup> Aber im Vergleich waren es wenige.

#### SCHLUSSFOLGERUNGEN: "ENDE DER SCHONZEIT" – DRITTER TEIL

In einem der letzten Kapitel seiner Autobiographie *Mein Leben* (1999) nennt Reich-Ranicki die Walser-Rede die dritte Provo-

<sup>40</sup> In: *Worüber zu reden ist* in: Schirmmacher 1999:227-29, 227.

<sup>41</sup> Klaus Podak. *Wir sind alle verletzbar*. In: Schirmmacher 1999:170

<sup>42</sup> *Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung. Ein Gespräch* in Schirmmacher 1999:438-465, 442-443.

<sup>43</sup> Zuckermann 1999:10.

<sup>44</sup> Viele von den Stellungnahmen dieser Autoren finden sich in Schirmmacher 1999.

kation nach Fassbinders Stück *Der Tod, die Stadt und der Müll* (1985) und dem *Historikerstreit* (1986–87), unter der passenden Überschrift *Das Ende der Schonzeit*.<sup>45</sup> Die ganze Debatte hat in der Tat antisemitische Einstellungen an die Oberfläche gebracht, die wohl nur kurz unterhalb von dieser Ebene des öffentlichen Diskurses in Latenz auch in der alten Bundesrepublik immer vorhanden waren und während der achtziger Jahre bereits in den von Reich-Ranicki genannten Debatten zum Ausdruck kamen. Diese Einstellungen wurden jetzt während der Walser-Bubis-Debatte von Teilen der deutschen Elite ausgedrückt, von Intellektuellen und Politikern. Der Unterschied zwischen dem Jenninger-Skandal und der Walser-Bubis-Debatte ist so gesehen von grundsätzlicher Art und kann als eine Verschiebung innerhalb der jetzt gesamtdeutschen Erinnerungskultur gedeutet werden. Während im Falle von Jenninger eine Mehrheit der Parlamentarier und später auch der Journalisten den nicht-jüdischen, konservativen Staatsrepräsentanten Jenninger ausschlossen, weil er gegen ein westdeutsches Tabu verstoßen hatte – u.a. deshalb, weil er es für möglich hielt, bestimmte Ursachen, die zu Auschwitz geführt haben, zu benennen –, ist es in der späteren Debatte die Erinnerung des Überlebenden und die davon ausgehende Mahnung, die Erinnerung an die Verbrechen wachzuhalten und sich weiterhin um Repräsentationsformen zu bemühen, die das (un)glücklich wiedervereinte, nationale Subjekt von sich fernhalten und zum Verstummen bringen möchte.

278

#### LITERATUR

- Baumgart, Reinhard. *Sich selbst und allen unbequem. Der Weg des Martin Walser als "geistiger Brandstifter"*. In: Die ZEIT, 51/1998 (10.12.1998), 53
- Berkéwicz, Ulla. *Engel sind schwarz und weiß*. Frankfurt/Main 1992
- Broder, Henryk M. *Die Normalität der Meinungsverweigerer. Was uns die Reden des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger und des Schriftstellers Martin Walser lehren*. In: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung 15/2000 (19.7.2000), 14
- Brumlik, Micha/Funke, Hajo/Rensmann, Lars. *Umkämpftes Vergessen. Walser-Debatte, Holocaust-Mahnmal und neuere deutsche Geschichtspolitik*. Berlin 2000
- Bubis, Ignatz. *Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykestraße in Berlin*. In: Schirmmacher 1999:106–113
- Dietzsch, Martin et al. (Hrsg.). *Endlich ein normales Volk? Vom rechten Verständnis der Friedenspreisrede Martin Walsers. Eine Dokumentation*. Duisburg 1999
- Drucksachen des deutschen Bundestags – II. Wahlperiode, 7269–76, 7398
- Ebel, Martin. *Unser Auschwitz*. In: Schirmmacher 1999:59–61
- Grewenig, Adi/Jäger, Margret. *Medien in Konflikten. Holocaust, Krieg, Ausgrenzung*. Duisburg 2000
- Habermas, Jürgen. *Die zweite Lebenslüge der Bundesrepublik: Wir sind wieder "normal" geworden*. In: Die ZEIT Nr. 51/1992 (11.12.1992), 48
- Jaspers, Karl. *Lebensfragen der deutschen Politik*. München 1963

---

45 Reich-Ranicki 1999:549.



- Jetzt bin ich dem Fernsehen dankbar. Martin Walser plädiert für das Hinschauen: Ein Gespräch über die Fernsehserie "Auschwitz und kein Ende". In: FAZ, 29.1.2000, 43
- Klotz, Johannes/Wiegel, Gerd (Hrsg.). *Geistige Brandstiftung. Die Walser-Bubis-Debatte*. Köln 1999
- Moser, Tilmann. *Literaturkritik als Hexenjagd. Ulla Berkéwicz und ihr Roman "Engel sind schwarz und weiß"*. Eine Streitschrift. München und Zürich 1994
- Ottmers, Clemens. *Rhetorik*. Stuttgart 1996
- Peitsch, Helmut. *Vom Preis nationaler Identität. Dorle und Wolf*. In: Heike Doane und Gertrud Bauer Pickar (Hrsg.). *Leseerfahrungen mit Martin Walser. Neue Beiträge zu seinen Texten*. München 1995, 171-188
- Podak, Klaus. *Wir sind alle verletzbar*. In: Schirmmacher 1999:168-170
- Reichel, Peter. *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*. München u. Wien 1995
- Reemtsma, Jan Philipp. *Worüber zu reden ist*. In: Schirmmacher 1999:227-29
- Rensmann, Lars. *Enthauptung der Medusa. Zur diskurshistorischen Rekonstruktion der Walser-Debatte im Licht politischer Psychologie*. In: Brumlik et al. 2000, 28-126.
- Reich-Ranicki, Marcel. *Mein Leben*. Stuttgart 1999
- Rohloff, Joachim. *Ich bin das Volk. Martin Walser, Auschwitz und die Berliner Republik*. Hamburg 1999
- Schirmmacher, Frank (Hrsg.). *Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation*. Frankfurt/Main 1999
- Schnitler, Christoph. *Überreaktion. Leserbrief*. In: Schirmmacher 1999:72
- Stein, Hannes. *Geübt im Wegdenken. Wie sich Martin Walser treu blieb. Der Auftritt des Schriftstellers in einer Nachkriegserinnerung*. In: Berliner Zeitung Nr. 267 (16.11.1998), 9
- Walser, Martin. *Wovon zeugt die Schande, wenn nicht von Verbrechen. Das Gewissen ist die innere Einsamkeit mit sich: Ein Zwischenruf*. In: Schirmmacher 1999:252-260
- Walser, Martin. *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede*. Frankfurt/Main 1998
- Walser, Martin. *Ein springender Brunnen*. Frankfurt/Main 1998
- 279 Walser, Martin. *Auschwitz und kein Ende*. In: ders. *Werke II. Ansichten, Einsichten. Aufsätze zum Zeitgeschehen*. Frankfurt/Main 1997, 631-36
- Walser, Martin. *Unser Auschwitz (1963)*. In: Martin Walser. *Versuch, ein Gefühl zu verstehen, und andere Versuche*. Stuttgart 1982, 34-48
- Walser, Martin. *Über den Leser – soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll (1977)*. In: Martin Walser. *Versuch (...)*, 76-83
- Walser, Martin. *Händedruck mit Gespenstern (1979)*. In: *Versuch (...)*, 91-104
- Walser, Martin. *Dorle und Wolf. Eine Novelle*. Frankfurt/Main 1987
- Walser, Martin. *Deutsche Sorgen (1993)*. In: Martin Walser. *Vormittag eines Schriftstellers*. Frankfurt/Main 1994, 133-149
- Walser, Martin. *Über das Selbstgespräch. Ein flagranter Versuch*. In: Martin Walser. *Ich vertraue. Querfeldein*. Frankfurt/Main 2000, 127-150
- Weiss, Rainer. *"Ich habe ein Wunschkpotential". Gespräche mit Martin Walser*. Frankfurt/Main 1998
- Wodak, Ruth et al. *Die Sprachen der Vergangenheit. Öffentliches Gedenken in österreichischen und deutschen Medien*. Frankfurt/Main 1994
- Zuckermann, Moshe. *Gedenken und Kulturindustrie. Ein Essay zur neuen deutschen Normalität*. Frankfurt/Main 1999

**Hans-Joachim Hahn**, studierte Germanistik, Philosophie, Niederlandistik und Deutsch als Fremdsprache in Berlin, Amsterdam und Manchester. 1996-1997 Lektor an der Universität Marii-Curie-Sklodowskiej in Lublin (Polen) und 1998-1999 als Lektor an der privaten Hochschule für Ökonomie und Verwaltung in Kielce (Polen). Seit Herbst 1999 Stipendiat des Ev. Studienwerks Villigst als Promovend mit einer Arbeit über "Repräsentationen des Holocaust und des NS in der deutschsprachigen Literatur seit 1975". Verschiedene Aufsätze zur deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts und zu Deutsch als Fremdsprache.